

sein, er kannte die ganze Geschichte ja bis in die Details.

»Ohne mich da einmischen zu wollen«, sagte er jetzt in behutsamen Tonfall, »aber seine Freundin aus einer langjährigen Beziehung derart zu betrügen, ist auch nicht erwachsen. Es ist einfach nur scheiße. Er hätte weit mehr verdient als den Verlust von ein paar Möbeln oder einen Tritt.«

Asta klatschte in die Hände. »Meine Rede!«

Ich ließ mich frustriert gegen die schräge Wand in meinem Rücken sacken. Diese Diskussion hatte ich in den vergangenen Tagen zur Genüge geführt. »Ich werde diese Wohnung nicht mehr betreten. Nie wieder. Und ganz ehrlich – ich will diese Möbel gar nicht. Das waren *unsere* Möbel. Und wenn es kein Uns mehr gibt, dann will ich auch die nicht mehr. Das Du aus diesem Uns soll aus meinem Leben verschwinden, okay? Ich will nur mein Ich. Ich will *meine* Möbel.«

»Aber du hast keine Möbel, Effi.« Aastas Blick hatte sich erweicht und sie musterte mich mit dieser bekannten Mischung aus Mitgefühl, Besorgnis und Frustration.

»Ich habe ein Dach über dem Kopf, eine Yogamatte und einen Haufen Klamotten. Das sind alles Dinge, von denen andere Menschen träumen. Ganz ehrlich: Wir sind mittlerweile viel zu verweichlicht.« Energisch stand ich auf und bemühte mich um einen entschlossenen Gesichtsausdruck, auch wenn ich mir dabei den Kopf am Holzbalken anstieß. »Früher gab es auch keine Federkernmatratzen oder Daunendecken. Die Menschen haben auf Strohbällen oder harten Pritschen geschlafen. Ich bin in einer privilegierten Situation und ich werde bestimmt prima schlafen, in dem Wissen, dass ich nicht länger in dem Bett liegen muss, in dem mein Freund wochenlang mit einer anderen Frau kopuliert hat.«

Asta und Bela hatten sich meine Rede schweigend angehört, jetzt tauschten sie einen langen Blick.

»Irgendwelche Ideen?«, fragte sie ihn resigniert.

»Sie kann heute Nacht in meinem Bett schlafen. Ich kann bei einem Kumpel übernachten«, überlegte Bela. »Der, wenn ich mich nicht täusche, auch noch eine Matratze übrig hat.«

Asta nickte zufrieden. »Guter Mann.«

Bela bedachte mich mit einem leichten Kopfschütteln. »Kopulieren – wirklich?«

Meine Wangen wurden erneut mit Hitze geflutet, aber da drehte er sich schon lachend um. »Ich bestelle uns jetzt Pizza«, meinte er beim Rausgehen. »Und in zwei

Stunden muss ich zur Arbeit und bestehe darauf, dass meine neue schräge Mitbewohnerin mich begleitet.«

Ich streckte ihm die Zunge heraus, obwohl er das nicht mehr sehen konnte. Asta schon. Sie grinste breit und knuffte mir in die Seite. »Er ist wirklich ein guter Mann«, flüsterte sie. »Ich habe ein prima Gefühl bei ihm.«

»Ich auch.« Mit einem Lächeln ließ ich mich auf den Rücken sinken. Mein Blick tastete über die dunklen Holzbalken, hin zu dem schräg liegenden Fenster, hinter dem vereinzelte Wolkenbäuche gemächlich vorbeizogen.

Zum ersten Mal seit Tagen erlaubte ich es mir, in mich hineinzuhorchen. Noch immer fühlte sich die Trennung von Levi seltsam surreal an. Es war so absurd, dass man vier Jahre lang beinahe jeden Tag mit jemandem verbringen und ihn dann von einem auf den anderen Moment verlieren konnte – und mit ihm so viel mehr. Levi hatte mir gezeigt, dass ein Zuhause nicht immer ein Ort war. Manchmal war es ein Mensch, der in das Leben stolperte und in dessen Nähe man sich auf Anhieb geborgen und aufgehoben fühlte. Mich von ihm zu trennen, hatte mich auf so viele Arten entwurzelt. Seit wir auseinandergewandert waren, war es, als hätte ich Heimweh nach einem Ort, den ich nicht erreichen konnte.

In diesem Moment ließ ich den Gedanken zu, dass das nicht daran lag, dass es diesen Ort nicht mehr gab, sondern daran, dass es ihn *noch* nicht gab. Vielleicht musste ich ihn einfach wiederfinden. Ein neues Zuhause, eine neue Zuflucht, eine neue Heimat. Und diese Suche fing genau hier an.

Ich brauchte keinen untreuen Freund oder erinnerungsbelastete Möbel, solange ich ein Zimmer hatte, von dem aus man zu den Sternen sehen konnte, eine Freundin, die Muskelkater für mich in Kauf nahm, und einen Mitbewohner, der Pizza bestellte. Alles zurück auf Los. Das hier war mein Neuanfang.

\*\*\*

Das Katergold, die Bar, in der Bela als Barkeeper jobbte, lag zentral in Goldhains Altstadt. Schon von außen wirkte das Backsteingebäude einladend und gemütlich. Die Fassade war von wild wucherndem Efeu überzogen und eine Laterne beleuchtete die plakatverklebte Tür und das rostige Schild darüber. Die Bar selbst bestand aus zwei großen Räumen.

Während im vorderen neben zusammengewürfelten Tischen und Stühlen ein langer Verkaufstresen mit beachtlichen Alkoholregalen wartete, erinnerte der hintere Bereich an einen Club. Ein Kicker und eine altmodische Jukebox standen an einer Seite, samtige Polstersessel auf der anderen. Die Mitte war als Tanzfläche freigelassen, nur am Ende war eine schmale Holzbühne angebracht.

Bela arbeitete heute an der kleinen Bar im hinteren Raum. Ich setzte mich auf einen Hocker am Tresen und sah mich um, während er seine Kollegen begrüßte. Bis jetzt war es recht leer. Lediglich vereinzelte Gesprächsfäden flochten sich über die Musik. Die Luft war noch frei von übermäßig viel Parfüm, Schweiß oder abgestandener Atemluft. Aus den Boxen neben der Bar drang ein ruhiger Remix eines Beatles-Songs. Zusammen mit den goldgelben Lichterkettenköpfen, die auf den Regalbrettern hinter der Bar in leeren Alkoholflaschen leuchteten, wirkte der Raum so behaglich, wie man es sich von außen erhoffte. Bela passte ins Katergold ebenso gut wie in die Wohnung und genau wie dort fühlte ich mich hier auf Anhieb wohl.

Es dauerte nicht lang, bis er zurückkam und sich hinter den Tresen schob. Auf dem Bruststoff seines dunkelblauen Shirts prangte das Logo des Katergolds: der Umriss eines Katers, der eine Krone trug.

»Was hat es eigentlich mit dem plötzlichen Anflug von Farbe auf sich?«, fragte er, während er anfang, längst saubere Gläser zu polieren.

Ich sah an mir hinab. Bevor wir losgegangen waren, hatte ich die grauen Umzugsklamotten gegen ein grasgrünes T-Shirt-Kleid getauscht. Bela hatte mich bisher nur in Grau gesehen. Das lag daran, dass ich jeden Tag beim Aufstehen aus dem Bauchgefühl heraus entschied, welche Farbnuance meine Stimmung am besten einfangen würde. Und heute fühlte ich mich zum ersten Mal seit Wochen wieder mehr als grau.

»Grün ist die Farbe der Hoffnung«, teilte ich ihm lächelnd mit und nahm dankend das Bier entgegen, das er mir über den Tresen zuschob.

»Du ziehst dich wirklich jeden Tag stimmungsabhängig an?«

»Das ist ein Tick, ich mache das schon, seit ich meine Klamotten selbst auswählen durfte. Allerdings kann sich meine Stimmung auch im Laufe des Tages ändern. Und manchmal versuche ich mich selbst zu überlisten. Du weißt schon, wenn ich eine wichtige Prüfung habe, dann ziehe ich Rot an, fürs Selbstbewusstsein. Wenn ich

bedrückt bin, ziehe ich Gelb an, für den Optimismus. Und wenn ich denke, dass ich nie wieder glücklich sein werde, dann ziehe ich Grün an, für die Hoffnung ...« Ich verstummte, weil ich merkte, wie ich wieder ins Reden verfiel.

Bela hob amüsiert die Augenbrauen. »Dann willst du also heute Hoffnung empfinden?«

»Heute und morgen und übermorgen«, bestätigte ich und prostete ihm zu. »Und deswegen wechseln wir jetzt auch das Thema. Wie lange arbeitest du hier schon?«

»Seit etwa drei Jahren. Ich habe angefangen, kurz nachdem wir hergezogen sind.«

»Ihr?«

»Ja, ich bin nach unserem Schulabschluss mit meinen besten Freunden hergezogen. Wir wollten raus aus unserem Heimatkaff.« Er bedeutete mir mit der Hand, kurz zu warten, ehe er sich zwei Frauen zuwandte, die an den Tresen getreten waren. Während er ihre Getränke fertig machte, pulte ich am Etikett meines Biers herum.

»Goldhain ist aber auch nicht unbedingt der Nabel der Welt«, fuhr ich fort, als er wieder vor mir stand. In dieser Stadt fand man alles, was man brauchte, aber sie war trotzdem keine Großstadt.

»Nee.« Bela griff nach einem weiteren Bierkrug und rieb sorgsam mit dem Geschirrtuch darüber. »Aber es hat sich irgendwie richtig angefühlt. Groß genug, sodass du nicht jeden Menschen kennst, aber so klein, dass du keine Stunde fahren musst, um deine Freunde zu besuchen.« Er musterte mich aufmerksam. »Was ist mit dir? Gefällt es dir hier?«

Es war vermutlich ein schreckliches Zeichen, dass mir darauf auf Anhieb keine Antwort einfiel. Da ich nie darüber nachgedacht hatte, ob ich überhaupt herziehen wollte, hatte ich auch nie darüber nachgedacht, ob ich Goldhain mochte.

Ich zuckte mit den Schultern und rang mir ein Lächeln ab. »Ich habe das Gefühl, ich muss die Stadt irgendwie noch mal von vorne kennenlernen.« Immerhin fielen durch meine Trennung von Levi etliche Orte weg, die ich bisher gemocht hatte. Im Grunde hatte er alles bekommen: Unsere Freunde, unsere Wohnung, unsere Möbel und unser Goldhain. »Das Katergold ist ein guter Anfang. Hier war ich noch nie«, fügte ich betont optimistisch hinzu. Energisch klopfte ich auf das Holz, sodass sich die losen Etikettfetzen auf dem Tresen verteilten.

»Dann wurde es aber mal Zeit. Und heute ist ein guter Tag dafür«, erwiderte Bela. Belustigt half er mir dabei, das Papier zusammenschieben, und warf es in einen Mülleimer hinter dem Tresen. »Es wird später ziemlich voll werden. Diese Band tritt bei uns auf.«

Das Lächeln fiel auf einen Schlag aus meinem Gesicht. Meine Hand hielt auf dem Weg zum Mund inne, in Zeitlupe ließ ich das Bier sinken. »Welche Band?«

»Ich vergesse den Namen immer. Der ist ein bisschen abgedroschen. Aber die Jungs sind gerade ganz gut im Geschäft.« Bela kratzte sich am Nacken, als wollte er eine Erinnerung dahinter wachrütteln.

*Bitte nicht, bitte nicht, bitte nicht.*

»No Longer Yours oder so was?«

Mein Herz zog sich zusammen, um sich kurz darauf krampfhaft auszudehnen. Ich spürte den Schmerz in jeder Faser meines Körpers, und obwohl ich wusste, dass er in meinem Kopf entstand, fühlte es sich so an, als würde er mich umbringen können. Physisch. Psychisch. Mit allem, was ich war.

»No More You«, brachte ich hervor.

Bela nickte. »Stimmt. Typischer Boybandname. So sehen sie ehrlich gesagt auch aus. Aber ihre Musik ist echt ganz gut.«

Ich machte ein seltsames Geräusch, von dem ich selbst nicht wusste, ob es Lachen oder Schluchzen war. Das durfte einfach nicht wahr sein. In dem Moment tauchte einer von Belas Kollegen im Durchgang auf. »Kannst du eine Kiste Gin aus dem Lager holen?«, rief er ihm zu. Bela zeigte ihm einen hochgestreckten Daumen und der Typ verschwand wieder im Vorderraum.

Bela legte das Geschirrtuch auf die Arbeitsfläche und musterte mich noch einmal. Was immer er in meinem Gesicht bemerkte, es führte dazu, dass er die Stirn runzelte. Als hätte er Sorge, ich könnte jederzeit vom Hocker fallen. Womit er nicht mal unrecht hatte.

»Bin gleich wieder da, okay?«

Ich rang mir ein Nicken ab und umklammerte meine Bierflasche fester. Nichts war okay. Diese Situation war nur einen Wimpernschlag davon entfernt, extrem schrecklich zu werden. Langsam drehte ich mich um und sah zu der Holzbühne am anderen Ende des Raums, der ich beim Reingehen nur einen kurzen Blick